

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 328.

Mittwoch, 30. November

1932.



## Vin Trautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

So flog Hans Jochen aus dem warmen Nest in der Mühle. Hinterher warf die dürre Magd ein Bündel mit einem verwaschenen Hemd und dem Sonntagsrock. Der Junge sah hochmütig auf das Bündel herab, das sein ganzes Hab und Gut enthielt, und schleuderte es mit einem verächtlichen Fußtritt in den Mühlbach. Dann wandte er der Mühle den Rücken und ging rasch und in einem unendlichen Gefühl des Erlöstseins über den Wiesensteig.

Es war Palmsonntag. Die Weiden am Bach schwenkten ihre Köpfe im Vorfrühlingswind. Von der Kirche her trug jede Bäurin die geweihten Palmen nach Hause. Denn ein solches Bündel in der Stube aufgestellt, würde alle Hexen vom Hof verjagen. Und wer bei Gewitter ein wenig von dem Kraut in frisch entzündetes Herdfeuer warf, war zu jeder Zeit beschützt vor Blitzschlag und Unwetter.

Hans Jochen ging über das feiertägige Wiesenland und atmete in heimlichem Jubel die Brust voll herber Frühlingssonne: Frei!

Frei . . . endlich frei von der jammervollen Anechtschaft unter dem tobenden Müller, dessen rotes, gedunenes Gesicht einem immer von neuem würgenden Ekel einflößte! Dessen breiten Stiernacken man nicht sehen konnte, ohne vor Haß und Verachtung schier zu ersticken.

Frei! Frei von der betulichen Fürsorge der vergrämten, buckligen Frau, deren Zärtlichkeiten man immer bedrückter und hilfloser gegenüberstand, je älter man wurde.

Frei für immer von dem finsternen, alten Haus mit seinem unerträglichen Mehlgeruch und dem dröhnenden Stampfen des Mühlrads . . . frei von der dunklen, knarrenden Treppe und den entsetzlichen, schwarzen Mehlkäfern, die fett und träge aus allen Ritzen krohen.

Hans Jochen riß den Hemdtragen auf vor dem frischen Frühlingswind und sagte laut in die Luft:

„Ich danke dir . . . mein Gott . . . ich danke dir . . .“

Das war Palmsonntag. Und wer in der Marterwoche die Wohnung wechselt oder den Dienst, geht elend zu Grunde an schwerem Unglück. Was aber scherte sich Hans Jochen um diesen uralten Glauben? Er trug trotzig und selbstbewußt den blonden Kopf im Nacken: Ihn würde kein Unheil treffen dafür, daß er in der

Marterwoche aus einer freudlosen Jugend heraus in ein neues Leben ging . . . ihn nicht . . .!

Hans Jochen schritt leicht und federnd dahin. Er war auffallend groß für sein Alter, schlank und von edlen Gliedern, mit breiten Schultern und schmalen Hüften. Die tiefe Narbe auf seiner Stirne war weiß an diesem Morgen. Das war gut. Dann würde den ganzen Tag kein Kopfweh mehr kommen. In seinem Hinterhaupt summt eine feine Musik wie auf der Spieluhr der Erbhofbäurin. Es würde jetzt alles gut werden . . . er wußte es . . . es würde bald für ihn irgend ein großes . . . ein gewaltiges Wunder geschehen . . .

Hier machte seine strahlende Zuversicht einen Punkt. Er kam jetzt an der entweihten Mutter-Gottes vorbei. Sehen konnte man von der Kapelle nur noch das kleine Spitztürmchen. Denn eine wildverwachsene Buchenhede umgab sie in weitem Umkreis und verbarg sie vor jedem fürsamen Blick. Aber in dunklen Nächten ging's hier um. Dann hörte man die Seufzer aus dem Fegefeuer von allen, die seit der großen Sündtat vor zwanzig Jahren in Heiligenkreuz gestorben waren. Und der Kathrin war eines Nachts der Holzner Kaspar erschienen. Er hatte sie nach langem Suchen doch gefunden . . . trotz der Totenbraut, die hinter seinem Sarg herging. Das kam daher, weil der hochwürdige Herr Johannes Durlacher die Totenbraut damals nicht eingeseignet hatte. Ja . . . der Holzner Kaspar war aus dem Fegefeuer zu der Kathrin gekommen, hatte ihr winselnd seine schweren Brandwunden gezeigt und ihr befohlen, der heiligen Mutter wieder die Krone zu beschaffen, dann werde er endlich erlöst . . . Tag und Nacht hatte die Kathrin die Krone der Mutter-Gottes gesucht . . . auf jedem Hof von Heiligenkreuz . . . auf allen Heuböden und in jeder Futterkrippe . . . hinter den Grabkreuzen des Friedhofes und unter dem Altar der Kirche. Dann war sie ins Irenhaus gekommen . . . weit fort in eine fremde Stadt . . .

Hans Jochen schnaupte erleichtert auf. Die verwünschte Kapelle lag hinter ihm. Nun mußte man noch an der Hausruine der Ziehmutter Hanne vorbei, dann waren die großen Gefahren dieses Lebens überstanden.

Die Wieje war gelb von Schlüsselblumen. Aus ihrer leuchtenden Frühlingspraacht hob sich wie eine häßliche Narbe das rauchgeschwärtzte Mauerwerk des kleinen

Haus. Es war umsonst gewesen, daß die von Heiligenkreuz eines Tages Feuer in die Hütte gelegt hatten, um den Spuk zu vertreiben. Nacht um Nacht kam das große Irlicht vom Teufelssee herübergeschwebt . . . schwefelgelb und groß wie eine Faust . . . und umzog die Stätte, an der die Ziehmutter Hanne einst fünf kleine Kinder ums Leben gebracht . . .

Hans Jochen begann zu laufen, denn eisiges Grauen kroch ihm über den Rücken bis unter den Haarschopf. Er slog mit seinen schlanken Beinen dahin wie ein Reh. Erst am Waldrand blieb er rasch atmend stehen und lachte über sich selbst: Warum lief er denn jetzt davon? Er war doch damals den Mörderhänden der alten Hanne entkommen! Er lag doch nicht wie die fünf andern in dem dunklen, schrecklichen Grabloch, sondern stand groß und stark auf einer Wiese voll Schlüsselblumen und schaute in die Sonne. Was gab es da noch zu fürchten?

In seinen großen, stahlblauen Augen brannte das Feuer eines unbändigen Lebenswillens. Doch die Narbe auf seiner Stirn rötete sich leise. Die Musik in seinem Kopf war verstummt. Dafür stach ein leiser Schmerz wie mit Nadelfäden in seinem Gehirn.

Hans Jochen lehnte mit geschlossenen Augen an einem Baumstamm und zitterte an ganzen Leib: Kam er schon wieder zu ihm . . . der Fluch seines Lebens? Fiel wieder die schreckliche, unsichtbare Krallenhand in sein schmerzendes Gehirn und schlug auf ihn ein, bis es Nacht vor seinen Augen wurde und er, wenn er wieder zu sich kam, am Boden lag mit blutig geschlagenen Fäusten?

Er wartete, die Arme hilfesuchend um den Baumstamm geschlungen. Seine weißen, gesunden Zähne zerbissen die Unterlippe. Sein Gesicht bedeckte sich langsam mit seinen Schweißperlen. Dann endlich, endlich war es vorüber. Zögernd versicherte der Schmerz in seinem Kopf. Hans Jochen riß die Augen auf und atmete tief und erlöst. Er hatte es ja gleich gewußt: Heute war ein Glückstag für ihn trotz der Marterwoche. Und alles würde noch gut!

Im Dorf drüben bellten die Hunde. Eine Rauchsäule stieg kergengrade in die blaue Luft, gleich hinter der Scheune beim Erbhof. Hans Jochen wußte, aus welchem Schornstein dieser Rauch emstieg. Er führte durch den Kamin hinter einem blauen Kachelofen hinunter in die große Küche mit der ältlichen, dünnen Magd.

Ein würgender Haß fiel plötzlich über den einsamen Knaben her. Der Müller . . . der verlassene Hentersknecht . . . der mußte jetzt seine Strafe haben! Wo war ein Haselnußstrauch? Her mit den drei Stecken! Wer in der Marterwoche damit in die Luft schlägt, trifft mit jedem Schlag den verhassten Feind. Hans Jochen ließ die Haselstecken durch die Luft pfeifen . . . in der Richtung zu der Rauchsäule hinüber.

„Hier . . . du Schuft . . . für alles . . . was du mir getan! Und das . . . du Schuft . . . für jeden Fußtritt . . . den ich bekommen! Und das . . . für jede Träne . . . die ich hilflos unter deiner Faust geweint hab . . .“

Die Gerten pfliffen unermüdet durch die Luft, bis der Knabe atemlos und keuchend von der Anstrengung in die Knie sank. So blieb er eine Weile, und schaute auf die zerbrochenen Stecken nieder. Wer in der Marterwoche mit Haselholz eine Wunde berührt, dem heilt sie ohne Schmerzen. Doch muß man dabei ein frommes Herz haben und einen sanften Sinn. Das hatte er beides nicht. Da würde der Zauber nicht wirken, wenn er jetzt seine kranke Stirne auf den Haselstrauch legte . . .

Er erhob sich und trollte sich still durch den Wald zum Teufelssee.

Dort stand er und träumte mit heißen Augen in die Luft. Ein glühendes Hoffen wuchs in seiner phantastischen, jungen Seele. Denn in der Marterwoche heben sich alle heimlich vergrabenen Schätze der Welt . . . alles Silber und Gold und Edelgestein aus Burgrümmern, Brunnen und Seen heben sich von neun Klaster Tiefe bis auf einen Fuß. Und was nicht erkannt und gefunden wird, versinkt wieder für 7 Jahre in die Tiefe. Doch muß einer, um den Schatz zu finden, am Karfreitag geboren sein in der zweiten Morgenstunde.

Hans Jochen stieß erregt den Atem durch die Nase: Vielleicht? Er hatte nie einen Geburtschein besessen . . . vielleicht stimmte das mit dem schmerzhaften Freitag bei ihm, und er fand den Schatz?

Dann kaufte er den Park mit dem kleinen Schloß darin . . . die zierlichen, vergoldeten Möbel und den Wintergarten . . . den feierlichen Saal mit den vielen, geheimnisvollen Büchern hinter gläsernen Wänden und den Flügel . . . den schwarz-polierten Flügel . . . aus dessen Tasten unter seinen scheuen Fingern Töne erklangen . . . daß man weinen mußte vor zitternder Glückseligkeit . . .

So stand er am Teufelssee . . . unter dem blaßblauen Himmel des Palmsonntagmorgens . . . der phantastische Träumer . . . das Niemandskind . . . das dreizehn Jahre bei dem verlassenen Müller unter Fußtritt das Gnadenbrot fraß . . . stand in seinem fadenblassen, schäbigen Röckchen, das über den breiten Schultern spannte und aus dessen viel zu kurzen Ärmeln die schmalen, nervösen Hände herausgingen . . . die Hände . . . die keinen Mehlsack schleppen konnten . . .

Eine wütende Sehnsucht nach seinem heimlichen Paradies brandete in ihm auf. Er machte kehrt und lief im Sturmschritt durch den einsamen Tann, an der baufälligen Waldkapelle und der düsteren Versammlung der Totenbreiter vorüber . . . lief wie ein Reh in großen, leichten Sprüngen die breite Waldschneise entlang und landete mit klopfenden Füßen an der kleinen Pforte einer grauen, verwitterten Parkmauer.

Er pirschte sich vorsichtig heran und spähte durch das zierliche, kunstgeschmiedete Gitter, das noch schwache Spuren einstiger Vergoldung aufwies. Da drinnen lag der Park feierlich wie ein Dom mit den riesigen Blautannen auf kurzgeschorenem Rasen. Die breiten Kieswege leuchteten weiß und in Sorgfalt gepflegt. Bei der großen, weißen Sandsteinterrasse blühten Beilschän und goldfarbene Märzenerbeeren. Unter den Jasminbüschen wucherten weiße Anemonen in großer Fülle.

Hans Jochen kletterte behend wie eine Rahe über die graue Mauer, kroch hinter knospenden Fliederbüschen hin zu dem kleinen, verwunschenen Schloß mit den verhüllten Spitzbogenfenstern und lächelte glücklich. Denn der eisgraue Verwalter, der weit drüben in dem kleinen Haus seine letzten Jahre verbämmerte, hatte die zerbrochene Scheibe noch nicht bemerkt. Gott seis gedankt . . . der Weg war nicht verperret!

Der Knabe griff durch die zerbrochene Scheibe, schob behutsam von innen den Riegel auf und kroch unter raschelnden Blattpflanzen in den Raum. Orangebäume und Zimmerlinden reckten ihre Blätter dem Licht entgegen, in der grünen Dämmerung unter Phönixpalmen standen weiße Gartenstühle, und in der Ecke, wo silberhell ein schmales Kinnjal über Tuffsteine in das Marmorbecken plätscherte, wuchs das tiefgrüne, üppige Schilfgewächs der Papyrus.

Hans Jochen streifte die plumpen Schuhe ab und ging barfuß, in quälendem Heimkehrglück, von Raum zu Raum. Er lächelte verückt den zierlichen, vergoldeten Sesseln zu, die in einem goldgelben Salon unter grauen Schukhüllen schliefen. Er schlich an den feierlichen Bücherreihen der Bibliothek entlang mit einem jäh aufsteigenden, beklemmenden Herzweh darüber, daß diese Welt ihm verschlossen war. Die getäfelten Wände der Empfangshalle bedeckte eine prachtvolle Gemälsammlung. In dem großen Speisesaal mit den feierlichen, hochlehnigen Stuhlreihen hingen auf der verblühten Ledertapete dicht bei dicht die lebensgroßen Bildnisse eleganter Männer und Frauen in seltsamen Kleidern . . . in Kniehose und Keisrock, mit Haarbeutel und Fuderperücke . . . mit breitrandigen Hüten und großen Straußfedern darauf . . . Männer mit Stohldogen auf dem hellblauseidenen Rock und Frauen mit Korkzieherlocken auf weißen Schultern, das Empirekleid unter der Brust gegürtet . . . Menschen aus dem Barock . . . dem frivolen Rokoko . . . dem steifen Biedermeier . . . eine feudale, selbstbewußte Versammlung von bedeutender Bornehmheit . . . alle mit stahlblauen Augen unter hochmütigen Stirnen und schmalen, nervösen Händen.

(Fortsetzung folgt).

# Streifzug durch deutsche Tiergärten

Was mir auffiel. Was mir gefiel.

Von Paul Cipper.

Jeder Mensch hat Merkmale in seinem Leben, Anhaltspunkte für die Erinnerung, und zumeist fallen sie mit seinen Liebhabereien zusammen. Sechsmal war ich auf einer Reise durch Deutschland in Zoos und viermal in verschiedenen zoologischen Gärten. Tierstationen sind eben meine Lebensweiser. Soll ich nun den einen Garten gegen den anderen abwägen? Ich freue mich lieber, daß an so vielen Orten Heimstätten der Tiere sind und zugleich überall andere Spezialitäten, daß allgemein der Geist des Fortschritts, der „humane“ Ausbau der Tierhaltung zu spüren ist, und daß bei jedem Besuch wieder neue Freundschaften mit Tieren möglich werden, alte aufzufrischen sind.

## Kattenfänger mit Zuckerpüddingchen.

Einmal ging ich mit einem silberblonden, fünfjährigen Mädchen durch den Zoo; wir haben sehr viel Zucker versüßert an die dunklen Pommys und die grauen Eselsohlen, die dort frei umherlaufen, plötzlich sich quer über den Weg stellen und mit stummem Nicken ihren Tribut verlangen. Weil meine kindliche Begleiterin gar keine Angst hatte und wohl des Zuckers zuviel vergeudet, trollte uns ein solcher Wollwagel lange nach und pufste mich von Zeit zu Zeit mit seiner Schnauze in den Rücken. Ein weißlichgelber Pommy merkte unsere Nachgiebigkeit; auch der dunkle Hengst schloß sich an, und als wir hinten bei der Freianlage der Eisbären angekommen waren, konnte man vergnügt feststellen, daß eine ganze Karawane im Gänsemarsch uns folgte.

Welch ein Fortschritt gegen früher, als Pommys und Esel hinter Gitterstäben hausten! So ist es doch viel schöner, wenn das Tiergeschöpf auch einmal mit uns spazieren gehen kann. Es braucht ja nicht auszuarten; Krotobile und Panther bleiben besser in sicheren Gewahrsam; dagegen führte mich keineswegs jene aufmunternde Anwesenheitsmeldung, als in einem anderen Zoo die große Truthenne sich mit einem neugierigen Picken in meine Wade „avisierte“.

## Majestät im Nachtaffenkäfig.

Einen Tiergarten hatte ich seit sechs Jahren nicht gesehen. Mit beglückter Freude stand ich dort von neuem bei den Nachtaffen, deren rotgoldene Eisenaugen so übergroß in den kleinen Köpfchen leuchten. Diese — wie der Name sagt — Nachtiere sind recht schön; man muß schon Geduld haben, bis diese schließlich aus Gitter vorkommen, zur Umkehr stets bereit. Aber mit ein bißchen Summen und ruhigem Stehenbleiben erreicht man, daß ein winziges, schwarzes Händchen durch die Maschen greift und den halben Nußkern holt. Sein Kamerad ist neidisch; er reißt zispend und bekommt ein Atom Schokolade. Nun sitzen beide wie kleine Hasen auf den Hinterbeinen, schieben ihre Beute mit den Händen an die Lippen, und glitzernde Perlenzähne knabbern. Der Appetit ist geweckt; schon sind die Finger von neuem ausgestreckt; auch der Rhesus nebenan bittelt, und der Makal schimpft.

Seltam, als gäbe es eine unsichtbare Telefonverbindung unter den Affen, so ist das ganze Haus nun alarmiert. Der große Pawian auf der anderen Seite hustet und bellt, begehrliche Arme stoßen überall durch die Stäbe; es ruft und lockt, und die Verschiedenheit der Temperamente zeigt sich deutlich bei unserem Rundgang. Daß eine Tier läßt meine Finger gar nicht mehr los; lauft, aber beharrlich werde ich festgehalten, fast gestreichelt. Der nächste Affe stößt gewaltig nach dem Brotsäckel in meiner Hand, kriecht es zwar sofort, aber er faucht mich wütend an, indes der nächste vor Erwartung Purzelbäume schlägt.

## Wochenstube bei Nieseneltern.

Man kann gar kein Ende finden, wenn man von Affen erzählt. In dieser Beziehung war ein westdeutscher Zoo der Höhepunkt jener Tierreise. Dort lebt der größte Orang-Utan-Mann, einer der wenigen rotrotten Menschenaffen Sumatras, die ihre Überiedlung nach Deutschland überstanden haben. Auch er bekam Wahnfälle, aber ich traute mich nicht, sie in seine übergroßen Niesenhände zu legen; er hat sie — acht Stück auf einmal — in die Mundhöhle geschoben, schwang sich dann gemessen hinauf zu seinem erhöhten Baumstumpf und knachte, fleischerte, genoß, spuckte die harten Schalen aus und sah zu uns Menschen herunter, gleichgültig, doch irgendwie erschütternd großartig. Um den Anblick dieses einen Tieres lohnt sich schon eine Reise für jeden Tierfreund.

Aber in dem Zoo ist auch eine Orang-Frau, und sie hat vor wenigen Wochen ein Kind bekommen, ein entzückendes Affentind mit vielen kleinen roten Wächchen. Ich durfte ihm einen Besuch machen, wozu jedoch verschiedene Vorbereitungen nötig sind. Erst werden Hände, Finger und Arme desinfiziert, in Sublimat gewaschen; dann muß man gebückt durch einen niedrigen Gang kriechen, mit einer sauberen Schürze sich bekleiden und auch die Stiefelsohlen keimfrei machen. Endlich läßt der gewissenhafte Direktor die Tür öffnen, und über eine Leitertreppe tritt man in die Wochenstube.

Die Orangmutter kommt freudig auf ihren Pfleger zu

und begrüßt ihn nach ihrer Art, d. h. sie fängt sofort einen Boxkampf an, angelt mit ihren überlangen Armen nach dem Menschenfuß und möchte gar zu gern den Gast zu Boden werfen. Aus Liebe, aus Spielerei meinetwegen, keinesfalls weil sie böse wäre. Denn ihre scharfen Augen haben natürlich längst die Äpfel und Bananen entdeckt, die wir mitbrachten. Nach einer Weile läßt sie sich behäbig auf ihre Sitzfläche nieder und genießt. So wollten wir es haben; denn nun kann ich aus nächster Nähe das Orangind betrachten, das sich mit seinen vier Kränken seit der Stunde der Geburt am mütterlichen Haarleib festgeklammert hat.

## Ein Affentind wird erzogen.

Ich bin zu besonders glücklicher Zeit dort gewesen, denn als ich am Morgen der Abfahrt schnell noch einmal in den Zoo fuhr, erlebte ich den Augenblick einschneidendster Veränderung im Dasein dieses kleinen Orang-Utans. Die Mutter lag auf dem Rücken, stellte plötzlich den linken Hinterfuß hoch, nahm mit beiden Händen den Säugling von ihrer Brust. Er weinte zwar, doch schon hatte ihn die mütterliche Lehrmeisterin auf ihr Bein geleckt, schob und half solange, bis das Kind begriff, sich an ihre Zehenfinger hing wie an eine Redfange. Der erste Schritt zur Selbständigkeit war getan.

Tierkinder sind immer eine Begeisterung für uns Menschen. Da wird irgendwo ein Kiesel zurückgeschoben, man geht in einen strohgepolsterten Verschlag und sieht das junge Zwerg-Zebu, das vor fünf Stunden zur Welt gekommen ist. Es steht schon ganz sicher auf seinen fast bleistiftdünnen Beinen, glänzt silbrig-malvenzart, wurde eben von der Mutter trocken geleckt. Und plötzlich trollt das weiße Kälbchen vertrauensvoll auf uns Menschen zu, lehnt sich wahrhaftig gegen meine Beine, und das warme Schnäuzchen schnuppert an meinen Fingern, so daß ich den Hauch seines Atems spüre.

Ein junger Tiger liegt in der Mulde meiner Hände, so weich und klein noch, daß ich sein Köpfchen stützen muß; der temperamentvolle Guanaco-Bock duldet nach einigen Mohrrüben-Bestechungen, daß auch sein Sprößling an meiner Semmel knabbert, die jungen Röhrenschafe trollen zu vierten gleich heran, und der Mensch macht immer wieder die gleiche Erfahrung: daß er viel zu wenig Futter in seinen Taschen hatte. Denn auch die großen Tiere sind dafür sehr empfänglich, und ich habe jetzt einen Marabu kennen gelernt, der so besonders gern Zucker fräß, daß er die zugeworfenen Stäbe schon in der Luft mit seinem Schnabel auffing. Hoffentlich hat das sein Fisch-Abendbrot nicht allzu sehr vorgefüßt.

Noch mehr! Dableiben, lodten die Tiere. Aber ich mußte eines anderen Tierkinds wegen schleunigst nach Berlin. „Kathrinchen“ war zur Welt gekommen, die Tochter der 4.20 Meter hohen Giraffin „Annelleise“, und weil dies seit dem Krieg zum erstenmal sich ereignete in Berlin, wollte ich den 80 Pfund schweren Säugling möglichst schnell begrüßen.

Giraffenkinder sind von allem Anfang an recht selbständig, auf hohen Stelzen stapfte Kathrinchen Stunde um Stunde durch weite Wege, und das bekam ihm so gut, daß es in vier Tagen um 10 Zentimeter gewachsen ist, wahrscheinlich weil es sein Kälbchen so toll reden muß, um der Mutterzunge zu begegnen.

## Vergessene Schuld.

Erzählung von Wilhelm v. Scholz.

Was wollt ihr denn heute am Weihnachtsabend, oder richtiger schon in der Weihnacht selbst, noch etwas Gruseliges hören! Es ist sehr spät geworden. Wir wollen schlafen gehen. Wind hat sich aufgemacht und fährt wild über die Dächer. Er wird uns nicht einschlafen lassen, wenn wir jetzt noch eine Geschichte zum Gruseln erzählen.

Aber weiser Rat wird ja nicht angenommen und befolgt.

Man hatte an diesem Weihnachtsabend aus dem Lukas-Evangelium Christi Geburt gehört, ein paar alte schöne Weihnachtslegenden erzählt und dann den „Gleitenden Purpur“ von Conrad Ferdinand Meyer vorgetragen. Das Wunder der Weihnacht, in der alljährlich das Licht nach kurzer atmender Nacht sich durch den erst anhebenden dunklen Winter emporzurgingen beginnt, hatte uns alle überschauert.

Es war schließlich zu verstehen, daß man nun etwas Wunderbares vernehmen wollte, etwas, das die Nüchternheit noch einmal bannte, ehe man vom warmem Punsch auftrah und zu Bette ging. So hört denn zu! Es ist eine wahre Geschichte und wird euch deshalb vielleicht nicht gruselig genug sein. Denn die richtigen Gruselgeschichten sind alle erfunden und erdichtet.

Ich hatte einen Freund aus jungen Jahren, schon von der Klippigkeit her, der nachher auch mit mir in Marburg studierte.

Kennt ihr Marburg? Sie ist so vollendet die kleine urheimliche deutsche Universitätsstadt mit Berggassen, Sieben, Spitzbüchern, Flieder, weitem Blick ins Land, Mädchen und Studenten, daß man, wenn man in der Dämmerung drin herumläuft, sich immer wieder überzeugen muß, ob es auch wirklich Wirklichkeit

ist und nicht Märchen oder ein Bild, in dessen heimliche Tiefe man arglos hineingeraten.

Da studierten wir. Mein Freund wollte auch gelegentlich, wenn er dazu Zeit finden würde, im Archiv eines benachbarten Schlosses, das vor 100 Jahren seiner Familie gehört hatte, nach etwa noch vorhandenen Urkunden und Briefen seines Urgroßvaters suchen; aber natürlich nur so nebenbei, neben dem vielen Wichtigeren, das ein Student zu tun hat.

Wir waren froh und guter Dinge, sogen blaue Himmelsluft und blauen Pfeifenrauch, den abendlichen Duft des Flieders, Mondschein und Klänge in unsere junge Seele — bis mir an meinem Freunde eine Bestimmung auffiel, die ich mir nicht erklären konnte. Als ich aufmerkte, war mir, als liege der Beginn seines Trübschens schon einige Zeit zurück — hatte ich es nicht beachtet, weil mich eine kleine Liebchaft beschäftigt und von dem Studiengenossen abzog?

Als ich Eduard schließlich geradezu fragte, was ihm sei, wick er lange aus. Erst auf heftigeres Drängen bekannte er, daß ihn ein sich wiederholender unangenehmer Traum quälte. Das Merkwürdige an diesem Traum sei nicht nur, daß er, Eduard, in den letzten Wochen schon etwa dreimal völlig das gleiche geträumt habe, sondern, daß er — obwohl er bisher nichts davon wußte — sich nun erinnere, schon als Knabe dasselbe geträumt zu haben.

„Es ist kurios, ich gehe als ein junger Mensch, etwa in jenem Alter, aber in einer Kleidung, wie man sie heute nirgends mehr sieht, einen Gartenzaun entlang und trage eine undeutliche, aber blanke Waffe in der Hand. Am Ende des Zaunes, wo eine Laube von innen ihr Blätterdach über das Staket hängen läßt, steht ein anderer, den ich in dem Traum viel deutlicher sehe als mich. Er funkelt mich zornigen Auges an. Mein Herz schlägt wild, und in seinem Pulsen überkommt mich ein glühendes, beglückendes Liebesgefühl, wie ich es, das kann ich dich versichern, noch keiner unserer hiesigen Blondinen und Brünetten gegenüber überhaupt noch nie im Wachen empfunden habe. Ich weiß, sie wartet unsichtbar in der Laube auf den Sieger. Da fällt mich auch der andere schon besinnungslos an, stürzt in meine nur eben erhobene Klinge und verflucht ins Dunkel. Ich fühle mit jäher Angst, daß selbst wenn ich als Täter verborgen bleibe oder man meine Tat als Duell glimpflich beurteilen wird, dieser Augenblick über meinem ganzen künftigen Leben als schwerer Seelenbrand liegen und meine Liebe zu der so blutig erzwungenen Frau ewig überdüstern und überdunkeln wird. Damit wache ich auf. So wiederholt es sich.“

Mein gutes Geredes, mit dem ich das alte Sprichwort „Träume — Schäume“ abwandelte, schien ihn wieder heiterer zu stimmen. Bald darauf kam Eduards sehr beschäftigter Vater, den Sohn auf einen Tag zu besuchen. Ich hielt mich zurück, da der Vater, wie ich wußte, vielerlei Familien- und Vermögensdinge mit Eduard bereben wollte, wobei ich nicht stören durfte.

Am nächsten Tage berichtete mir mein Freund, er hätte auch seinem Vater beiläufig von den quälenden Vorkellungen erzählt. Sein Vater habe erst in den mitgebrachten Papieren ruhig weitergeblättert und anscheinend kaum zugehört, sei plötzlich aber erschreckt aufgefahren, blaß habe er den Sohn angestarrt und erwidert: „Auch ich bin in deinem Alter von diesem Traum verfolgt worden und dein Onkel Theodor, mein jüngerer Bruder, auch!“

Diese Wiederkehr eines zwinghaften, sich gleichbleibenden Geschehens in der Schlafseele mehrerer männlicher Mitglieder ein und derselben Familie würde nur eine Kuriosität mehr sein in der Zahl der vielen vorkommenden Unerklärlichkeiten, die uns, eben weil sie unerklärlich sind, nicht weiterbringen.

Aber hier schimmerte, wenn auch keine Erklärung, zuletzt doch ein Stückchen Zusammenhang — wie eine da und dort aufglühende Flußschleife in hochbegrautem grünem Wiesental — aus der Vergangenheit her.

Eduard war den Traum im Burschenleben glücklich losgeworden. Er kam endlich, ein volles Jahr nach dem Besuche seines Vaters, beim Herannahen des Abschieds von Marburg und dessen Wissens- und sonstigen Schätzen, die sich meinem Freunde inzwischen erschlossen hatten, dazu, noch auf das Gut hinauszufragen, das einst dem Urgroßvater gehört hatte. Ich begleitete Eduard und durchstöberte mit ihm alte, umschnürte Bänden von Kaufverträgen, Testamenten, Familienaufzeichnungen, denen ein unbeholfen gezeichneter Stammbaum angeheftet war, gebündelte Jahresabrechnungen des Gutes und in ausgestorbenen zierlichen Handschriften geschriebene Briefe.

Es war viel mehr Stoff, als mein Freund je vermutet hatte, und viel mehr, als in der uns noch bleibenden Zeit auch nur zu registrieren gewesen wäre. Wir beschloßen, das ans Licht Gehobene unerforscht der Grabkammer im Archiv wieder zurückzugeben, als mein Freund mir einen Brief in der zarten veränderten Handschrift, die, wie wir festgestellt hatten, die seiner Urgroßmutter war, mit einem zugleich fragenden und hinweisenden Blick und einer fast erschrockenen Gebärde herreichte.

Der Brief war aus dem Jahre 1813. Mein Freund wies

auf eine Stelle der zweiten Seite. Ich las in den braun gewordenen, in das vergilbete Besinnpapier eingesaugten und eingetrockneten Buchstaben, die doch so lebendig sich zu Worten eines leidenschaftlichen Herzens zusammenschlossen, als schüge dies Herz noch jung und nah: „... ich beschwöre Dich, geliebter Mann, lüchle nicht mehr um Deiner, unserer Schuld willen den Tod! Verlaß mich nicht! Ich hieß es mit schwerem Kummer, um Deine Seele zu entlasten, um Dein Gewissen zu befreien, gut, daß Du Dich ihm stellen wolltest, damit, wie Du sagtest, Gott leicht hätte, Dir zu vergeben oder Dich zu strafen. Nun mußt Du aber wissen, daß Du ein Kind haben wirst. Ist es da nicht tapferer und besser, mit des Allmächtigen Hilfe auszuharren und auch ein verdunkeltes Leben auf sich zu nehmen? Und ist Zweikampf, wenn auch —“

Hier war das Blatt — wie es schien, absichtlich — abgerissen. Der Rest fehlte. Trug das Geschlecht eine verborgene lastende Schuld seiner Uretern schwer im Blute weiter und war verurteilt sie im Traum immer neu zu durchleben und auf sich zu laden?

## Kleine Geschichte.

Von Hans Seiffert.

### Alarmanlage.

Der berühmte Operettenkomponist hat eine herrliche Villa.

An einem Alpensee. Weitab vom Getriebe. Inmitten eines riesigen Parks. Er ist sehr stolz auf sein schönes Besitztum, der berühmte Operettenkomponist.

„Ist es nicht allzu einsam?“ fragt ihn neulich ein Bekannter.

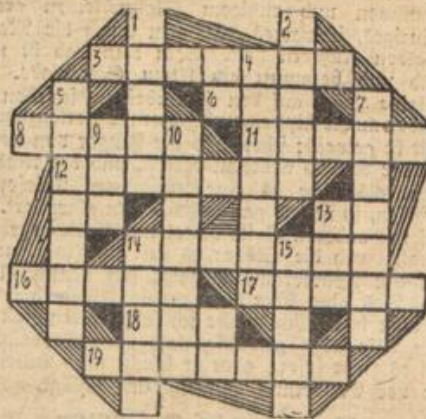
„Ich liebe die Einsamkeit.“

„Und haben Sie keine Angst vor Einbrechern?“

„Die Villa ist mit den modernsten Alarmanrichtungen versehen. Überall unsichtbare elektrische Alarmanlagen, die sofort schrille Klingelsignale geben, sowie jemand auch nur den Versuch macht zu stehlen...“

„Und wenn Sie komponieren?“ erkundigt sich der Bekannte weiter. „Ist das andauernde Klingeln da nicht recht störend...?“

## Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 3. Europäischer Staat. 6. Räumlicher Begriff. 8. Europäische Hauptstadt. 11. Gesichtsfarbe. 12. Weichtier. 14. Alpengruppe. 16. Mädchenname. 17. Männlicher Vorname. 18. Persönliches Fürwort. 19. Möbelstück.

Senkrecht: 1. Gesteinsart. 2. Himmelsbote. 4. Teil des Rundjuns. 5. Ragetier. 7. Bergformation. 9. Alkoholisches Getränk. 10. Arabischer Titel. 13. Alpenschuh. 14. Tätigkeit des Auges. 15. Weiblicher Vorname.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 321:  
Waagrecht: 1. Thoma. 5. Spaf. 9. Paletot. 11. Etamin. 13. Same. 15. Salm. 16. Daemon. 18. Omen. 20. Ara. 21. Kino. 23. Rana. 25. Arm. 26. Lear. 29. Rebell. 31. None. 33. Odin. 34. Leiden. 36. Staerke. 37. Wffel. 38. Garbe. — Senkrecht: 1. Theje. 2. Opal. 3. Mammon. 4. Ali. 6. Pose. 7. Ataman. 8. Siena. 10. Ende. 12. Lanfred. 14. Moraene. 17. Anna. 19. Moll. 22. Imbiß. 24. Arnika. 25. Aroja. 27. Elle. 28. Genie. 30. Ente. 32. Oder. 35. Erg.